

#### Zitierhinweis

Häussler, Matthias: Rezension über: Luregn Lenggenhager, Ruling Nature, Controlling People. Nature Conservation, Development and War in North-Eastern Namibia since the 1920s, Basel: Basler Afrika Bibliographien, 2018, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 71 (2021), 3, S. 564-566, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/860c2c353ca54ebdb2f59defe67d1281>



#### copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

bis zur ersten Revision des Bankengesetzes 1971, das wohl eine gewisse Stärkung der Aufsicht vorsah, die liberalen Parameter der schweizerischen Bankenaufsicht aber kaum veränderte.

In den abschliessenden Bemerkungen hebt Giddey drei Punkte hervor. Erstens weist er auf den zyklischen Charakter der Regulierung hin. Handlungsbedarf entstand immer nur im Nachgang von grösseren Banken Krisen, Skandalen oder Innovationen. Zweitens sieht Giddey die Abneigung der Bankenvertreter gegen neue Regulierungen nicht nur durch ihre generelle Abneigung gegen weitergehende Regulierung begründet, sondern auch dadurch, dass sie selbst ihren bürgerlichen Verbündeten im Parlament nicht ganz trauten. Drittens unterstreicht Giddey die besondere institutionelle Konstruktion, die im Bankengesetz von 1934 vorgenommen wurde. Die Bankenkommission war demnach keine normale Bundesbehörde, sondern war ausserhalb der Bundesverwaltung angesiedelt und verfügte über einen Verwaltungsrat von Praktikern. Davon ausgehend konstatiert Giddey, dass es nicht korrekt sei, die zurückhaltende schweizerische Regulierung mit dem Konzept der «Regulatory Capture» zu erklären. Denn in der Phase von 1935 bis 1971 mussten die Banken nicht durch allerlei Schachzüge die Gunst der Aufsichtsbehörde sichern. Vielmehr verstand sich die Bankenkommission als eine Instanz, die selber die Interessen des Finanzplatzes reflektierte und ihre Aufsicht entsprechend darauf ausrichtete.

Nicht nur diese scharfsinnige Beobachtung zeigt, dass es sich bei Giddeys Dissertation um eine äusserst differenzierte historische Analyse handelt. In vorbildlicher Weise werden Theorie, Literatur und Empirie miteinander verwoben. Zudem hat Giddey keine Mühe gescheut, alle relevanten Quellen aufzustöbern. Die Studie wird sich ohne Zweifel bald als Standardwerk der schweizerischen Bankengeschichte etablieren. Giddey ist der erste Historiker, der nicht nur die politischen Prozesse, Gesetze und Verordnungen genau studiert hat, sondern auch die effektive Praxis der Bankenaufsicht beschreibt.

Nicht alle Kapitel sind allerdings gleich originell. Im ersten Teil, der die Geschichte bis zum Bankengesetz von 1934 behandelt, wird vieles beschrieben, was in den Grundzügen schon bekannt ist. Die Darstellung besticht hier mehr durch ihre Präzision und ihren Detaillierungsgrad. Im zweiten Teil hingegen betritt Giddey über weite Strecken Neuland. Etwas zu kurz gekommen ist dafür die internationale Dimension. Finanzstabilität wird ja zu einem wesentlichen Teil durch die grossen Finanzplätze und ihre Aufsichtsbehörden als öffentliches Gut zur Verfügung gestellt. Nur vor diesem Hintergrund ist es möglich zu verstehen, warum die schweizerische Regulierung so zurückhaltend sein konnte und sich der schweizerische Bankensektor zwischen 1945 und 1972 weitgehend krisenfrei entwickeln konnte. Wichtige Fragen sind also selbst nach Giddeys Studie noch nicht beantwortet.

*Tobias Straumann, Zürich*

Luregn Lenggenhager, *Ruling Nature, Controlling People. Nature Conservation, Development and War in North-Eastern Namibia since the 1920s*, Basel: Basler Afrika Bibliographien, 2018 (Basler Namibia Studies Series, Bd. 19), 266 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Staaten streben nach Wissen über das von ihnen beanspruchte Territorium und dessen Bewohner. Solches Herrschaftswissen bildet die unerlässliche Grundlage ihres Dominanzanspruchs, weil es die effiziente Aneignung von Ressourcen wie Abgaben und «Menschenmaterial» erst ermöglicht. Teil dieser Bestrebungen sind immer auch Massnahmen,

Territorium und Bevölkerung «lesbar» zu machen (James C. Scott), was nicht nur heisst, bestehende Verhältnisse getreu abzubilden, sondern den eigenen Zwecken gemäss umzuformen, wenn nicht gar neu zu erschaffen. Menschheitsgeschichtlich schloss dies regelmässig massive Eingriffe in die Natur ein – ein Punkt, den hergebrachte Abhandlungen zur Staatsentstehung gerne vernachlässigen. Luregn Lenggenhagers 2017 am Historischen Seminar der Universität Zürich eingereichte und 2018 in den Basler Afrika Bibliographien erschienene Dissertation beleuchtet ebendiesen wichtigen Aspekt. Ihr Augenmerk liegt auf dem Zusammenhang von Naturschutz, von Narrativen der «Entwicklung» sowie der «Modernisierung» und (kriegerischer) Gewalt im nordöstlichen Namibia. Sie liefert so einen eindrucksvollen historischen Längsschnitt, der von der Anfangszeit der südafrikanischen Okkupation bis weit über die Unabhängigkeit Namibias 1990 hinaus reicht.

Im Fokus steht der Caprivizipfel – ein koloniales Machwerk aus der Zeit des «Scramble for Africa», durch welches sich das Deutsche Reich im Rahmen des «Helgoland-Sansibar-Vertrages» den Zugang zum Sambesi zu sichern und eine Verbindung zu den ostafrikanischen Besitzungen herzustellen suchte. Aufgrund der exponierten Lage zwischen Angola, Sambia und Botswana wurde der Caprivizipfel von Südafrika als Operationsbasis zur Destabilisierung der Nachbarstaaten verwendet; er diente «Rebellen» unterschiedlicher Provenienz als Rückzugsgebiet und wurde noch in der jüngeren Vergangenheit von separatistischen Bestrebungen und dem angolanischen Bürgerkrieg erschüttert. Am Caprivizipfel lässt sich nicht nur das Verhältnis von «Zentrum» und «Peripherie» innerhalb der Architektonik des südafrikanischen Staates und des unabhängigen Namibias untersuchen, sondern auch eine suprastaatliche Region im südlichen Afrika in den Blick nehmen, die von internationalen wie lokalen Akteuren geprägt ist. Derlei komplexe Zusammenhänge erschöpfend darzustellen, kann ein Buch von 266 Seiten kaum leisten; durch seinen thematischen Fokus liefert es gleichwohl viele wertvolle Einsichten.

Die Schrift gliedert sich in vier Kapitel, welche unter je unterschiedlichen inhaltlichen Aspekten die Entwicklung des Naturschutzes chronologisch nachzeichnen: «Nature and Development before 1965», «Nature and War (1965–1980s)», «Wildlife and War (1975–1990)» und «Nature and Peace?». Die folgende Zusammenfassung bleibt notgedrungen selektiv und holzschnittartig.

Südafrika scheute grössere Investitionen und suchte nach Wegen, dieses Gebiet in Wert zu setzen, um die Kosten seiner Beherrschung möglichst wieder hereinzuholen (S. 86f.). Fischerei, Holzwirtschaft sowie schliesslich Jagd und Tourismus wurden dabei als besonders aussichtsreich erachtet. Wie der Verfasser zeigt, dienten die dabei entstehenden Erhebungen, Karten und Massnahmen wie die Anlage von Schneisen immer auch militärischen Zwecken, wenn sie nicht gar auf Militärs selbst zurückgingen. Naturschutz und Sicherheitspolitik resp. Kriegführung gingen stets Hand in Hand. Auch Narrative der «Entwicklung» der scheinbar rückständigen lokalen Bevölkerung wurden von Anfang an bemüht, zumal diese eine wichtige legitimatorische Funktion des Apartheid-Regimes nach innen wie nach aussen einnahmen (S. 33f.). Doch wer annimmt, dass das seit 1990 unabhängige Namibia einen klaren Bruch mit den vorgängigen Praktiken und Narrativen vollzog, sieht sich getäuscht – und hierin liegt eine weitere wichtige Einsicht dieses Buches (S. 228). Auch der unabhängige Staat ist bestrebt, die «Peripherie» zu durchdringen und seinen Interessen dienstbar zu machen (S. 203–209). Freilich gehorcht er nun, wie der Verfasser zeigt, den Imperativen des «Neo-Liberalismus». Das Geschehen wird zunehmend von parastaatlichen Akteuren wie NGOs und privaten Sicherheitsfirmen bestimmt. Auch sie bedienen sich der immer gleichen Narrative der «Entwicklung» und betreiben

eine Militarisierung des Naturschutzes (S. 218–220). Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die Natur vollends zur Ware geraten ist (S. 188–192), und zwar für eine globale Elite von Trophäenjägern, die ein ›unberührtes‹, wildreiches Afrika sucht (S. 229). Ungeachtet der offiziellen Rhetorik reproduzierten sich so die überkommenen Machtverhältnisse und Ungleichheiten, zumal nicht geklärt ist, ob und inwiefern die lokale Bevölkerung vom Tourismus-Boom profitiert (S. 193).

Lenggenhagers Arbeit stützt sich auf Sekundärliteratur, Archivbestände und selbst geführte Interviews. Interessanterweise nimmt das Buch desto mehr an Fahrt auf, je mehr es sich auf die Interviews stützt. Diese schliessen auch eine wichtige Lücke, da die Archive noch wenig Material zur jüngsten Vergangenheit bieten. Umso bedauerlicher ist es, dass der Verfasser der Leserschaft die verwendeten Interviews (oder wenigstens relevante Passagen) nicht zugänglich macht. In den Sozialwissenschaften ist dies gang und gäbe; anders ist wissenschaftliche Überprüfbarkeit nicht zu gewährleisten.

Dessen ungeachtet liefert der Verfasser einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des südlichen Afrikas, Südafrikas und vor allem Namibias, gerade weil er sich nicht von vermeintlichen Zäsuren oder internationalen Grenzziehungen einengen lässt. Insbesondere mit Blick auf den Themenkomplex Naturschutz, als dessen Vorreiter sich Südafrika immer empfand, dürfte diese Schrift angesichts der ansonsten prekären Quellenlage eine unverzichtbare Referenz bilden, und zwar umso mehr, als der Verfasser ein geschärftes Problembewusstsein für aktuelle Debatten und Entwicklungen an den Tag legt.

*Matthias Häussler, Zürich*

**Mirco Melone, Zwischen Bilderlast und Bilderschatz. Pressefotografie und Bildarchive im Zeitalter der Digitalisierung**, Paderborn: Wilhelm Fink, 2018, 291 Seiten, 23 s/w Abb., 32 farb. Abb.

Die Digitalisierung von Bildern wird zumeist hinsichtlich der Konsequenzen für deren Status als Quellen im herkömmlichen Sinne diskutiert. Im Zentrum stehen dabei Überlegungen zur «Authentizität» der Bilder, ihrer vermeintlich zunehmende Manipulierbarkeit sowie die Bedeutung ihrer wachsenden Zugänglichkeit. Weit weniger richtet sich der Blick auf die Institutionen, die Digitalisierung vorantrieben, und die damit einhergehende fundamentale Umorganisation von Beständen.

Mirco Melone untersucht in seiner Pionierstudie genau das anhand der Bildbestände des Schweizer Ringier-Verlages. In zwei Abschnitten entfaltet Melone sein Thema. Zunächst schildert er die Entwicklung der Ringier-Bildbestände und ihrer Organisation seit den 1960er Jahren, anschliessend betrachtet er die sich ändernden Kontextualisierungen. Geleitet ist die Untersuchungen durch medientheoretische und -historische sowie praxeologische Einsichten. Das bedingt einen Fokus auf die Institution und den Umgang mit den Beständen durch die hierzu angestellten Experten und Expertinnen, wohingegen die Fragen nach den Spezifika der Bildquellen und deren Entstehungsbedingungen weniger gewichtet sind. Die Studie stützt sich auf Archivalien, die der Autor selbst gesammelt hat sowie – neben anderen kleineren Beständen – die Materialien des Staatsarchivs Aargau, welches das Bildarchiv 2009 übernahm.

Seine These, dass letztlich die Digitalisierung der Fotobestände des Verlages der Umwertung von Pressefotografie in eine kulturhistorische Quellengattung Vorschub geleistet (wenn nicht gar erzeugt) hat, besitzt Gewicht. Denn anders als Bildbestände, die sich in Archiven ansammelten und dann über Datenbanken zu einem gleichsam eigen-